

Michael Fehr

Nicht mein Haus, nicht meine Geschichte

Ein Kommentar zum Haus der Geschichte in Bonn

Wie, von welcher Position aus und mit welcher Legitimation soll man, kann man, darf man überhaupt als Einzelner, dazu noch als Nachgeborener, hinterfragen oder gar kritisieren, was¹ Honoratioren der historischen Zunft – von Prof. Dr. Lothar Gall über Prof. Dr. Klaus Hildebrandt bis zu Prof. Dr. Hans Mommsen – und erfolgreiche Fachleute aus dem Museumswesen – von Museumsdirektor Dr. Ulrich Löber bis zu Prof. Dr. Hugo Borger, Generaldirektor a.D. der Kölner Museen – in regierungsamtlichem und schließlich staatlichem Auftrag jahrelang entwickelt und bedacht haben, etwas, in das »Vorschläge und Anregungen« von »über 100 öffentlichen Institutionen, Parteien, Gewerkschaften, Kirchen und Persönlichkeiten« »einflossen«, und das dann, nachdem seine mögliche Wirkung von »einem Team mit Prof. Dr. Joachim Klein vom Institut für Soziologie der Universität Karlsruhe, Prof. Dr. Heiner Treinen aus Bochum und Dr. Bernhard Graf vom Institut für Museumskunde in Berlin« evaluiert war, »auf der Basis der inhaltlichen Vorgabe besucherorientiert und aussagekräftig« mit einem Aufwand von weit über 100 Mio. DM gebaut und gestaltet wurde, um uns endlich, am 14. Juni 1994, von unserem Bundeskanzler übergeben werden zu können, der damit zufrieden die Erfüllung eines Auftrags konstatieren konnte, den er selbst, gleich nach der ersten, der '82-Wende, in seiner Regierungserklärung vom 13. Oktober 1982 folgendermaßen definiert hatte: »Unsere Republik, die Bundesrepublik Deutschland, entstand im Schatten der Katastrophe. Sie hat inzwischen ihre eigene Geschichte. Wir wollen darauf hinwirken, daß möglichst bald in der Bundeshauptstadt Bonn eine Sammlung zur Deutschen Geschichte seit 1945 entsteht, gewidmet der Geschichte unseres Staates und der geteilten Nation.«?

Ich versuche es mit drei Fragen:

1. Was war das Erkenntnisinteresse der Museumsgründer?

Als echte Gründung auf dem Papier konnte das Haus der Geschichte nicht – das lag in der Natur seiner Gründung – aus einer Sammlung heraus entwickelt werden, sondern mußte, wie übrigens auch einige etwa zeitgleich gegründete Museen (z.B. das Centrum Industriekultur Nürnberg oder das Deutsche Architekturmuseum Frankfurt) als Konzeption und Sammlung völlig neu aufgebaut werden. Im Zusammenhang mit dieser spannenden Aufgabe hätte man (zumindest theoretisch) erwarten dürfen, daß die Gründer wie z.B. in Nürnberg ihr Erkenntnisinteresse explizit gemacht hätten. Denn neben dem offiziellen Auftrag war eben dies die einzig sichere, die eigentliche Grundlage für die Museumsgründung, hätte also seine Analyse strategischen Wert haben können für die Entfaltung der Museumsidee. Doch sucht man in den einschlägigen Gutachten vergeblich nach einer solchen Reflexion, und daher muß ich nochmals Helmut Kohl zitieren, der zur Eröffnung des Hauses immerhin ei-

nen Hinweis auf die Gründungsmotive gab: »Wir müssen die Generation unserer Kinder und Enkel mit den Wurzeln unserer freiheitlichen Demokratie vertraut machen. Es geht dabei auch um die Weitergabe von Wissen und Informationen. *Ebenso wichtig ist jedoch, der jungen Generation immer wieder ein Gefühl zu vermitteln, was die Gründergeneration unserer Bundesrepublik Deutschland nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft bewegte.*« (Hervorhebung vom Verfasser)²

Die Gründergeneration, das aber ist die Generation derjenigen, die, um 1930 geboren (siehe die Namensliste oben), ein besonderes kollektives Schicksal erlitt: Nicht verantwortlich für die Machtergreifung Hitlers wuchsen die Angehörigen dieser Generation, und nur sie, während des Dritten Reichs auf, wurden also so oder so unter dem Einfluß des Nationalsozialismus und seiner Erfolge erzogen und sozialisiert, erlebten während der Pubertät den Krieg – wenn nicht zuletzt noch als Mitglied des »Volkssturmes«, dann als Erleidende in Bombennächten oder auf der Flucht, standen sodann mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches so oder so vor den Trümmern bis dahin gültiger Werte und betrieben schließlich aktiv – unter der Anleitung und Aufsicht der Besatzer/Befreier – als junge Erwachsene den sogenannten »Wiederaufbau«, als dessen Schlußstein das Haus der Geschichte nunmehr eingesetzt werden soll.

Mit anderen Worten: die Gründergeneration – der letzte wie der amtierende Bundeskanzler können als ihre typischen Vertreter gelten – hat dreimal einen umfassenden gesellschaftlichen und politischen Umbruch erlebt oder vollzogen: als Kind und Jugendlicher »unter dem Hakenkreuz«, insoweit sich der Nationalsozialismus als Revolution der Weimarer Republik verstand und vermitteln konnte; ein zweites Mal als Jugendlicher oder junger Erwachsener im »Zusammenbruch« dieses Systems verbunden mit der Besetzung Deutschlands, seiner Aufteilung und inneren Orientierung auf die antagonistischen Machtblöcke und Wertesysteme; schließlich ein drittes Mal und diesmal aktiv im Rahmen des »Wiederaufbaus«, der in der Tat ja ein gigantisches Zerstörungswerk, der Umbau der überkommenen Infrastrukturen und Lebensformen nach Maßgabe der Bedürfnisse der modernen Industriegesellschaft war.

Das Leben dieser Generation ist demnach von einer merkwürdigen Verschlingung von Kontinuitäten und Diskontinuitäten bestimmt. Diese Verschlingung wird exemplarisch deutlich am Beispiel des »Wiederaufbaus«. Denn »Wiederaufbau« meint eine Kontinuität, die über einer Diskontinuität – dem »Zusammenbruch« wiederhergestellt werden soll, und konstruiert damit einen Zusammenhang mit den Verhältnissen, die zur Diskontinuität, zum »Zusammenbruch« eben führten. Diese Aporie im Begriff »Wiederaufbau« wurde gelöst, indem unter dem Mantel eines neu konzipierten politisch-administrativen Systems – das einerseits als Teilrekonstruktion des durch die Nazis zerstörten Weimarer Systems, andererseits durch Übernahmen/Oktrois aus den politisch-administrativen Systemen der Siegermächte entstand – vor allem das wirtschaftliche und organisatorische Potential der Deutschen rekonstruiert wurde. Dabei erzwangen und ermöglichten die kriegsbedingten Zerstörungen und Demontagen technische Erneuerungen, die eine wichtige Vorbedingung für das spätere »Wirtschaftswunder« waren. So erfüllt sich im »Wiederaufbau« Kontinuität nicht nur in dem Sinne, daß die Verhältnisse, die zum Nationalsozialismus und schließlich zum Krieg führten, rekonstruiert werden sollten, sondern darüber hin-

aus, vor allem im Topos vom »Bauen«, in fataler Weise auch ein originäres Ziel des Nationalsozialismus selbst, der sich das Neue Deutschland ja nur auf den Trümmern des alten, also als Ergebnis einer Diskontinuität, vorzustellen vermochte. Für den Gehalt dieser These spricht dabei nicht nur, daß in der ehemaligen DDR ein ähnlicher Mechanismus zu verzeichnen war, und im übrigen auch dort die Fortschrittsideologie, also die Vorstellung, daß allein weiteres Wachstum und mehr Expansion Garant für das Bestehende, mithin für Kontinuität seien, ungebrochen propagiert wurde, sondern jetzt auch, daß die sogenannte Wiedervereinigung mit »dem anderen Teil Deutschlands« und, in deren Zuge, die geradezu wütende Rekonstruktion Berlins als Hauptstadt vor allem von dieser Gründergeneration vorangetrieben wird.

Wenn man, zusammenfassend, also behaupten kann, daß diejenigen, die an erster Stelle die Idee eines Hauses der Geschichte für die Bundesrepublik Deutschland betrieben, in ganz besonderer Weise und schmerzlich den Bruch von Traditionen, tiefgreifende politische Umwälzungen, die Umwertung bestehender Wertvorstellungen und schließlich den Verlust der nationalen Identität erlebt haben: So kann nicht überraschen (und ist nicht zu bestreiten), daß diese Generation allein schon deshalb an einer ›Ordnung‹ des Geschehens während ihres Lebens interessiert ist und diese durchzusetzen versucht. Doch darf dabei nicht übersehen werden, daß diese Gruppe heute in der Bevölkerung nur eine von vielen und dazu eine ist, die – gemessen an den in die Bundesrepublik Geborenen – ein extremes Schicksal hatte, das nicht zum Maßstab für nachfolgende Generationen gemacht werden kann (eine weitere Diskontinuität, die die Gründergeneration ertragen muß). Kurz gesagt: der Wunsch nach einem Haus der Geschichte als einem Ort, an dem in einem vereinheitlichenden Geschichtsbild »die innere Kontinuität der Republik und ihre außenpolitische Berechenbarkeit« (Michael Stürmer) gesichert und, unter Bezug auf die Geschichte, eine nationale Identität zu stiften versucht wird, muß sich befragen lassen, ob er nicht aus einem Sonderinteresse gespeist wird, das bereits selbst historisch zu werden beginnt.

2. Haus oder Museum?

Ist das Haus der Geschichte ein Museum, und wenn ja, warum heißt es dann ›Haus‹ und nicht ›Museum‹? Diese heute obsolet erscheinende Frage hat in den achtziger Jahren die Gemüter bewegt. Sie berührt den Kern des Unternehmens; auch über den Tag hinaus, bis zu dem es noch darum ging, der Nachkriegsabteilung des Museums der Deutschen Geschichte (Berlin-Ost) – nach der '89-Wende sofort geschlossen und bald darauf aufgelöst – etwas entgegenzusetzen (»Seit meinem Amtsantritt bin ich von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht worden, daß die unzureichende Darstellung der deutschen Geschichte in der Bundeshauptstadt als empfindlicher Mangel angesehen wird.«³); etwas, das die gleiche Funktion ganz anders, nämlich als Anregung »zum offenen Umgang mit Geschichte und zu kontroverser Diskussion«⁴, erfüllen sollte. So kulminierte in der Frage ›Haus oder Museum‹ die Problematik, mit der sich die Entwickler der Kohl'schen Museumsidee konfrontiert sahen: Sollten sie ein offizielles oder nur offizioses, ein mehr oder weniger abgeschlossenes oder ein provisorisches Bild der deutschen Geschichte, etwas Fertiges oder eine Baustelle präsentieren?

Herausgekommen ist ein Museum der abgestimmten Meinungen zur deut-

schen Nachkriegsgeschichte im Gewand einer Baustelle, eine eigentümliche Gemengelage von dünnen Verlautbarungen, von geschwätzig-lauten Displays und bis zur Schmerzgrenze aufgeschmückten Exponaten, in dem alle emotionalen Bindungen zerrieben werden; ein »Stand der Dinge« im Wickert'schen wie im Sinn einer gleichnamigen Ausstellung des Kölnischen Kunstvereins aus diesem Jahr: die leere Offerte zur Teilnahme, in Duane Hansons Figurengruppe »Museumsarbeiter« im Foyer des Hauses auf den Begriff gebracht. Kein Museum und kein wohnliches Haus, schon gar nicht etwas wirklich Innovatives – wie uns die Selbstdarstellungen weismachen wollen; sondern auf weite Strecken und in vielen Details ein Déjà-vu-Erlebnis der vielen guten Ausstellungen, die es zur Nachkriegsgeschichte gab, doch ohne deren Mut und Engagement, sondern nur ein Produkt der Ästhetik des Kompromisses, an dem alle Hinwendung abgeleitet.

3. *Museum oder Fernsehen?*

Im Haus der Geschichte sind, das wird von seinem Stab als besondere Errungenschaft hervorgehoben, in allen Ecken Monitore aufgebaut, an denen mehr oder weniger kurze Filme zu verschiedenen Themenbereichen von den Besuchern abgerufen werden können. Am unteren Rand dieser Monitore befindet sich jeweils eine Leiste, in der von links nach rechts ein roter Punkt horizontal über den Bildschirm läuft und zwar in einem Tempo, das aus einem Quotienten der Ablaufgeschwindigkeit und der Länge des Films errechnet ist: so daß man an der Position und der (jeweils unterschiedlichen) Geschwindigkeit dieses roten Punktes ablesen kann, wieviel relative Zeit man schon vor dem betreffenden Monitor verbracht bzw. noch bis zum Ende des Films zu verbringen hat. Dieses ausgetüftelte und technisch gut realisierte, als Hilfestellung für den Besucher gedachte Detail wirkt meiner Erfahrung nach jedoch kontraproduktiv und charakterisiert als didaktische Überinstrumentalisierung die kommunikative Konzeption der gesamten Dauerausstellung des Hauses. Denn die Wahrnehmung ist ja bequem und sucht sich, wo immer sie kann, vor allem aber in schwer überschaubaren Situationen, das Einfachste als Haltepunkt, hier eben den wandernden roten Punkt. Beim Betrachten eines (unbekannten) Filmes ist man daher unwillkürlich permanent damit beschäftigt, eben diesen roten Punkt zu beobachten und im Zuge dieser Beobachtung zu überlegen, ob man die Zeit, die das weitere Betrachten des Filmes noch kosten wird, tatsächlich noch aufwenden soll. Kurz: von der Hilfestellung eher abgelenkt, als durch sie in der Wahrnehmung des Exponats unterstützt, glaubt man durch dieses Display in Zeitnot zu geraten und bewegt sich schneller durch die Ausstellung, als es angemessen wäre. Diese zwischen Vermittelndem und Vermitteltem oszillierende, sich tendenziell totlaufende Erfahrungsstruktur stiften aber nicht nur die eingesetzten Medien, sondern durchzieht die gesamte Dauerausstellung. Denn man ist in ihr immer wieder mit gewissermaßen laut »Sieh' mich an!«-rufenden Einzelheiten konfrontiert, kann nicht überschauen, wohin der Rundgang führt und was einen noch erwartet, und verliert sich so recht bald im Ausstellungsarrangement. Wäre es nun gar nicht so schlecht gewesen, wenn man in Bonn deutsche Geschichte als Dickicht unterschiedlicher Interessen, Ansichten und Stile hätte erleben können, so enttäuscht die Dauerausstellung vor allem dadurch, daß sie nur Oberflächen historischer Daten und Ereignisse präsentiert und nirgendwo die vielbeschworene »vertiefende Beschäftigung« mit einzelnen Themata oder Ereignissen erlaubt. Hier rächt sich einmal mehr, daß man sich nicht getraute,

ein normales, auf der Anschauung von Objekten aufgebautes Museum zu entwickeln. Und dazu glaubte, verbindlich vorführen zu können, wie alles einmal war, anstatt auf die historischen Subjekte, die Besucher, ihr Gedächtnis, ihr Wissen, ihre Ansichten und ihre Mündigkeit zu setzen und anhand von Exponaten zu demonstrieren, wie unterschiedlich bestimmte Ereignisse oder Daten von verschiedenen Gruppen innerhalb der Bevölkerung gesehen oder erfahren wurden oder werden können. So ist dieses Museum in der Tat das Erste Deutsche Historische Fernsehen, ein Konstrukt polierter historischer Ober- und Benutzerflächen, ein Haus, das zum Verschwinden bringt, was es vorzeigt – und wir darin, die Besucher, nur wandernde rote Punkte.

Einen Widerhaken hat allerdings auch das Haus der Geschichte, sozusagen ante portas: Görings Luxuseisenbahnwagen. Ihn zu polieren wagt man nicht. Und so ragt er übergroß als authentisches Exponat, als Exponat mit historischen Spuren nicht nur in die Dauerausstellung hinein, sondern ist als solcher ein schönes Zeugnis für eben die Verschlingung von Kontinuitäten und Diskontinuitäten, die im Rest der Dauerausstellung zu überblenden versucht wird.

Anmerkungen

- 1 Alle folgenden Angaben und Zitate nach:
Zeiträume – Konzept, Architektur, Ausstellungen, Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn o.J. (1994).
- 2 H. Kohl, Von der Teilung zur Einheit, in: Sonderbeilage des Bonner Generalanzeigers vom 14. Juni 1994, S. 2.
- 3 Helmut Kohl, zitiert nach Hermann Schäfer, Museum und Politik, in Museumskunde, Nr. 59 (1)-1994, S. 10.
- 4 Zeiträume, a.a.O., S. 13.